Raphael

Bg. o. 217

F. He

~~VI 385~~

Raphaels Schatten.

Aus den Papieren eines großen Malers.

Geboren 1802, gestorben 1890.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung,

1827.

Druckfehler.

S. 16 Z. 6 v. u. l. st. meiner Vaterstadt: von meiner Vaterstadt.

S. 26 Z. 10 v. u. l. st. der Bilder; des Bildes.

S. 66 Z. 8 v. o. l. st. Hauptten: Häupten.

S. 68 Z. 8 v. o. l. st. Mantegna lima: Mantegna, Cima.

S. 69 Z. 7 v. u. l. st. Mutter: Mütter.

S. 70 Z. 5 v. o. l. st. seinen Henkerzügen: seiner Henker Zügen.

S. 70 Z. 7 v. o. l. st. dies: dir.

S. 72 Z. 1. v. o. l. st. allen: aller.

Raphaels Schatten.

Aus den Papieren eines großen Malers. Geboren 1802, gestorben 1890.

Es war am fünften Juli des Jahres **1824**, als ich meine Reise aus meiner Vaterstadt nach Italien antreten sollte, um dort meinen Beruf zur edlen Malerkunst auszubilden. — Ein schöner Sommerabend, wie ich ihn mir in Italien nicht schöner erwarten durfte, lächelte diesem Vorhaben begünstigend entgegen, und mein junges Herz schwoll über von Erwartung und Entzücken. Meine Mutter, das edelste Bild einer vollkommnen Hausfrau, nur dem Glücke und den Wünschen der Ihrigen lebend, packte mit stillen Thränen meine Habseligkeiten zusammen, indeß mein Vater, einer der ersten Schulmänner unserer kleinen Residenz, in wehmüthiger Andacht vor sich hinstarrte. So wären bei diesem Abschied wenig Worte gewechselt worden,

hätte nicht mein Lehrer, der Professor U . . ., ein damals nicht unberühmter Maler, ein wenig Leben in die stumme Scene gebracht. Er mochte um jene Zeit ein Mann von einigen vierzig Jahren gewesen seyn, aber der Trübsinn, wie er meinte, die Demuth in seinen Zügen, seine gekrümmte Haltung, und eine absichtliche Nachlässigkeit in seinem Anzug, ließen ihn um Vieles älter scheinen. Mein Talent, das sich ungewöhnlich zeitig offenbarte, war von frühester Kindheit an seiner Fürsorge anvertraut worden, und mit der strengsten Gewissenhaftigkeit ließ er sich's angelegen seyn, den Knaben, den er für ein Wunderkind hielt, nach seinen Grundsätzen auszubilden, ihm seine Kunstansichten ins Herz zu prägen. Es gelang ihm über alle Erwartung. Ich liebte ihn mehr als Alles; ich war von der tiefsten Ehrfurcht für ihn durchdrungen. Er war das mir unerreichbar scheinende Ideal eines ächten Künstlers in jeder Beziehung. Mit gleichem Enthusiasmus betrachtete ich seine Bilder und sein Wesen, und bald ging meine Verehrung in Nachäffung über. Alles, was er that und unterließ, schien mir unerläßlich nothwendig zu meinem Künstlerideal, und dazu

gehörte eben so gut der geniale Schmutz auf seinen Kleidern, wie seine Verehrung, oder besser Vergötterung für die Maler der altdeutschen und altitalienischen Schule. Vergebens ließ meine Mutter meinen Rock, der sich, so viel es der Vater zuließ, dem sogenannten deutschen Schnitt näherte, täglich auf das Sorgfältigste reinigen und bürsten, netzte ihn auch nicht selten mit köllnischem Wasser, um die hartnäckigsten Flecken zu tilgen, — ich war blind für ihre antikünstlerische Fürsorge, und war jeden Mittag darauf bedacht, meinem Rock ein kenntliches Andenken an Suppe und Braten zu hinterlassen. Noch übler erging es meinem Stubenrock, den ich beim Malen trug; denn da ich mit stiller Bewunderung bemerkte, daß der meines geliebten Lehrers schon völlig seine Urfarbe verloren, und die seiner Bilder angenommen hatte, so betupfte ich den meinigen absichtlich mit allerhand Farben, wenn es mir nicht gelingen wollte ihn zufällig zu beschmutzen. Indeß ich darf gestehen, daß dieß nicht oft geschah, denn selten malte ich einen Weiberkopf, dessen Färbung nicht auf meiner Rockklappe zu finden gewesen wäre, und ich hätte geglaubt einen Kirchen-

raub zu begehen, wenn sich die Glorie, die ich immer um meine Madonnen kleckste, nicht auf meinem Kragen wieder gespiegelt hätte.

Mein Lehrer freilich war für Attentionen dieser Art, die doch nur ihm galten, ziemlich gleichgültig, aber das Herz im Leibe lachte ihm, wenn er den treuen Schüler in dem schmalen Leib eines Apostels, oder den dünnen langen Fingern einer Magdalena wieder fand. — Er hielt große Stücke auf mich, und am Abend meiner Abreise war der sonst so stille Mann in großer Bewegung.

Er ging mit gewaltigen Schritten im Zimmer auf und nieder, die hagere Gestalt emporgerichteter als gewöhnlich, die Hände auf dem Rücken, und die Brille von Schildkröte von der Nase weg über die Stirn in das blonde Haar geschoben, das in dünnen Spitzen über den Kragen fiel, der unter einer Last glänzenden Schmutzes an die Zeit seiner ehemaligen sammtnen Herrlichkeit kaum noch erinnerte. Er blickte immer auf den Boden, obgleich er seine Rede an mich richtete, nur von Zeit zu Zeit heftete er die düstern Augen auf mich, und

blieb nicht selten dicht vor mir stehen, um seinen Worten mehr Gewicht zu geben.

Du gehst Albrecht, — ich muß hier gedenken, daß er mein Pathe war, und daß er mich, zur Verherrlichung seines Abgottes Dürer, Albrecht genannt hat — Du gehst — sagte er mit einem Ton begeisterter Erinnerung, doch nicht ohne Wehmuth — und wirst das Paradies der Erde und den geheiligsten Boden unserer großen Kunstväter betreten. Werde dort muthiger, vollkommner, denn Du gehst dorthin um zu werden und zu reifen. Doch lege ich Dir vor Allem Eines an's Herz: bleibe Dir selbst und Deinen Kunstansichten treu. Laß Dich nicht von den falschen Götzen und ihren Anbetern verführen, nicht von dem Farbenschimmer allzusehr reizen, der Deine unerfahrnen Blicke blenden wird. Studiere die Antike und sieh sie mit Wohlgefallen an, denn es ist heilsam das Gute aller Zeiten zu kennen, und das Schöne zu ehren — aber Du wirst sie nur wie die herrlichste Geburt ihrer Zeit, und nur für ihre Zeit passend betrachten. Entlehne nichts von ihr, auch nicht einmal in den Formen. Was den Göttern der Einbildungs-

kraft taugte, ziemt jenem Gott nicht, den Du im Gemüthe trägst.

Wenn jene Schönheit forderten, so will dieser vor Allem Wahrheit, und nichts als Wahrheit. — Blicke auch die Natur, das Leben an; denn die Kunst soll nichts seyn als das Spiegelbild von Beiden. Aber unsere Augen sind blöde und kurzsichtig; zumal sind die Jünger vor Selbsttäuschung zu warnen. Nimm daher die ersten frühesten Meister unserer Kunst, die kindlichen unverdorbenen zum Muster. Sie haben das Rechte erkannt und gewollt. Mit ihren Augen sieh, mit ihrem Herzen fühle, oder besser: blicke nur auf sie, trage sie nur im Herzen, und Du bedarfst fast keiner andern Anschauung mehr. Ihre Bahn wandle, und Du wirst zu ihrem Ziel gelangen. Es ist das einzig Rechte und Wahre. Freilich wirst Du die Menge sagen hören, der unsterbliche Raphael hat mehr erreicht, mehr bewirkt — und wenn das wäre, so müssen wir, die Priester der Kunst, gerade dieses Lobes halber den großen Genius anklagen. Weil er den Schein nicht genug verschmähte, den schlichten Weg seines kindlichen heiligen Meisters verließ, dessen einfache rüh-

rende Gestalten nicht des Farbenschimmers des glühenden Schülers bedürfen, um mit ihren sinnigen treuen Augen den Weg zum Herzen zu finden — weil er, ich darf es sagen, nicht allein das Gemüth ergreifen, sondern auch den Blick bezaubern und bestechen wollte, müssen wir uns von ihm als einem Abtrünnigen wegwenden und innig bedauern, daß der große Genius, den wir noch in seiner unnachahmlichen Grablegung bewundern dürfen, später auf den falschen Weg gerieth, den nach ihm leider Alle, die ihm folgten, gewandelt sind. Bewundere ihn, ohne ihn zu lieben, ehre ihn, ohne ihn erreichen zu wollen. Aber Du wirst den geheiligten Boden betreten, und gleich an den Pforten des Landes werden Mantegna, Cima da Conegliano und Giovanni Bellino ihre Wunderrollen vor Dir entfalten. Später wirst Du dem Francesco Francia in seinen schönsten Werken begegnen, und die Tiefe seines bescheidenen Gemüthes bewundern. Aber die heiligste Einfalt, die süßeste Kindlichkeit wird Dir in dem toskanischen Paradiese offenbar werden, wenn Du schwelgen wirst im Anschauen des Abendmahles des Vaters Giotto's,

und Dir die Seligen des Paradieses von Fiesoles goldener Tafel entgegenleuchten. Und daß ich nicht die unsterblichen Palma, Perugino, Ghirlandajo vergesse, später zwar als jene, aber nicht minder rührend und wahr! Sey selig und glücklich im Anschauen der Seligen, und wie ihnen aus reiner Brust die unschuldvollen Gestalten, die ohne Schmuck und Absicht die Wonnen eines stillen gläubigen Gemüths wiederspiegeln, vor das Auge traten — so mögen ähnliche Deinem Busen entsteigen, und der spätesten Nachwelt zeigen, daß die Wunder des Glaubens und der Einfalt sich auch den Künstlern unserer Zeit offenbart und sie verherrlicht haben.

Stumm und regungslos stand ich da. Stolz auf die Prophezeihung, die ich in Erfüllung bringen sollte, und gerührt von der Liebe des herrlichen Lehrers, der mir heute erhabener als je erschien. Mein Vater aber trat mit feierlichem Ernst zu mir, schloß mich an seine Brust, und ermahnte mich nicht von der Bahn des Lehrers zu weichen, vor Allem aber, rief er mit erhabner Stimme, bleibe Deinem Glauben treu, und willst Du ihm abtrünnig werden, wie Viele, die in Deiner Kunst sich

jezt hervorthun, so thust Du's mit meinem Segen nicht. — Mein Vater war ein zelotischer Protestant, und er hielt diese Ermahnung nicht für überflüssig, da man in der ganzen Stadt vielleicht nicht ohne Grund glaubte, daß mein Lehrer in Rom heimlich zum Katholicismus übergetreten sey. —

Meine Mutter bekräftigte diese Warnung durch einen leisen Händedruck, und ich versprach, zwar in tiefster Wehmuth, aber doch so eilig, als ich es vermochte, denn es drängte mich allgewaltsam fortzukommen, daß ich nichts auf dieser Welt ohne den Segen meines Vaters thun würde. — Mein Lehrer schien jene Ermahnung und mein Versprechen völlig überhört zu haben, denn er stand weggewendet von mir am Fenster, nachdem er seine prophetischen Worte gesprochen hatte. Jezt als ich ihm mit gepreßtem Herzen die Hand zum Abschied reichte, ergriff er sie, schüttelte sie nach alter guter Sitte recht kräftig, und sprach noch feierlicher als zuvor: Ziehe hin mit freiem Auge und demüthigem Herzen! gedenke daß Du in Italien selbst, und schon auf dem Wege dorthin unserem Herrn und Meister (so pflegte er nur Albrecht Dürer zu nennen) in

unerreichbaren Werken begegnen wirst, und stärke und ermuthige Dich zu ihrem Anblick. Schwer ist die Gewalt des Hohen zu ertragen, daß uns nicht Zweifel beschleichen, und das Ziel des Herrlichen uns als unerreichbar erscheine. Das Urbild der Vollendung ist es allein, und wenn es Thoren gibt, die ihn zu ehren glauben, wenn sie sagen, er wäre in Italien Raphael geworden, so rufe ich laut, Raphael wäre Dürer geworden, wenn er nach unserm deutschen Vaterlande gekommen wäre. Es hätte dieses neuen Hymnus nicht bedurft, um mich anzuhalten, den, wo es auch sey, anzubeten, den ich von Kindheit an gewohnt war, als den Redemptor meiner Kunst im Herzen zu tragen. Ich gelobte jezt laut, was ich mir längst heimlich geschworen hatte: daß alle Werke italienischer Meister mir nicht so viel gelten sollten als einer der unzähligen Mohren auf Dürers Bildern.

Mein Meister schloß mich freudetrunken an sein Herz; meine Mutter weinte Thränen mütterlichen Stolzes, mein Vater legte mir die Hände segnend auf's Haupt, und ich eilte mit dem Gemisch von Wehmuth und Freude aus dem väterlichen

Hause, das jeden beschleicht, der nur durch die Trennung von den Seinigen einen lang gehegten Wunsch seines Herzens erfüllt sieht; das meine schlug stolz in feurigem Selbstbewußtseyn meines redlichen Willens, der unbestreitbar, wie ich glaubte, das Recht wollte. Ich wußte im Voraus, wonach ich zu streben hatte, was mir Italien seyn sollte, was ich dort lieben, verachten, hassen wollte. Ich war eigentlich fertig, in mir abgeschlossen.

Neues sehen wollte ich freilich, aber nur um das Alte, was mir als schon längst gekannt und geliebt in seiner schönsten Gestalt entgegentreten würde, desto inniger zu lieben. — Viele waren mit solchen Gesinnungen fortgezogen, fast alle mit unveränderten aus Italien zurückgekehrt, hatten Anstellungen, Ehren und Ruf in dem deutschen Vaterlande gefunden, und ich gelobte mir damals zu werden wie sie, zu ihrer Höhe mich emporzuschwingen, und ein echt deutscher Maler genannt zu werden.

Seit jener Zeit hat ein halbes Jahrhundert meinen Scheitel gebleicht; die meisten Künstler jener Schule ruhen im Grabe. Ihre Asche ist verwehet

worden wie ihr Name, im Zeitensturme, der nur das Unsterbliche verschont. Ihre Werke sind längst vergessen, und wo ein günstiges Geschick sie erhielt und bewahrte, da blicken uns die verkrüppelten Gestalten bleich und kalt von Wänden und Tafeln an. Auch hat kein fremdes Land von ihnen je vernommen, keine fremde Zunge sie dem Großen beigesellt, das erhaben ist über Neid und Mißgunst. Ein gleiches Loos wäre mir gefallen, wenn ich den Weg des Irrthums fortgewandelt. Das aber hat Gott sichtbarlich verhütet.

Achtzig Jahre zählt mein segenreiches Leben, meine Seele ist müde von Ehre und Ruhm; nur wenige Schritte noch und ich bin der Muttererde mit meinem Leibe verfallen, wie ich dem Himmel mein unsterblich Theil zu geben hoffe. Gleich eines Sterbenden sind meine Worte zu achten, und nicht mit eitler Prahlsucht möchte ich mich an der Pforte des Grabes erheben, aber ich darf es mir und der Nachwelt gestehen: in meiner Zeit habe ich mich den Besten meiner Kunst angereiht, ja Viele haben mich den Ersten genannt. Es gibt kein Land, das sich nicht rühmte Werke meines Pinsels zu besitzen.

Ich habe mit treuer Liebe zu unserm Deutschland seine edelsten Gestalten und ihre Thaten der Unvergänglichkeit erhalten. Mit tiefer Rührung seh' ich meine Bilder im Vaterland des Zeuxis geehret, ja oft über Alles geschäzt. — Mir ward es vergönnt, den Einzug der Hellenen in Byzanz zu malen. Und wo sonst die Moschee der Barbaren stand, erhebt sich jezt in Konstantinopel ein prächtiger Kunst-Pallast, und in seinem schönsten Saal glänzt mein Gemälde, das den lezten Sieg der freien Hellas verewigt. — Wie in den Sälen des vollendeten Louvres, findet ihr meine Gemälde in den Prachthallen Mexico's und Bogota's, und das glückliche Volk zu Lissabon, dem unter Maria da Gloria's herrlicher Regierung ein neuer Camoens erstanden ist, feiert seine Nationalfeste vor meinem großen Bilde der Freiheit.

Daß ich mich aber zu solcher Höhe emporgeschwungen, das war die Folge einer einzigen Begebenheit; jener Begebenheit, die mich von dem falschen Weg zum wahren führte, und mir stets als eine sichtbare Schickung des Himmels erschienen ist. Ich vertraue sie erst am Abend meines Lebens dem

Papiere an, damit meine Zeitgenossen, die längst jener Zeit der Unnatur und Verbildung sich nur wie eines Traumes erinnern, mit Freuden gedenken mögen an das vergangene Uebel, mit dankbarem Sinn an das gegenwärtige Gute; damit meine Schüler stets erkennen, daß ich sie den Weg der Wahrheit geführt habe, und keiner je wieder den Weg des Irrthums wandle, ohne sich durch mein Beispiel zu erinnern, welch schauriges Opfer der Himmel von dem Verirrten fordert, und daß er sie nie ohne Züchtigung wieder auf die Bahn des Rechten führt.

In bange Erinnerungen an den Abschied von den geliebten Meinigen versenkt, umgaukelt von Hoffnungen, Träumen, Wünschen, drückte ich mich still in die Ecke des Eilwagens, der mich zuerst nach Dresden, meiner Vaterstadt, brachte. Meine Reisegesellschaft überließ mich gerne meinen Betrachtungen, und ich hätte ihrer weiter auch keine Erwähnung zu thun, wenn unser Postphaeton sich nicht in der nächsten Universitätsstadt um einen Passagier bereichert hätte, dem ich fast gezwungen

war

war mich anzuschließen. — Dieß war ein junger Mann, um ein Weniges älter als ich, und wie ich — Maler. Sein Zweck und sein Weg waren dem meinigen gleich. — Er wollte nach Italien, und hatte nur in der kleinen Universität noch von einigen Jüngern der Wissenschaft Abschied zu nehmen, die in ihm den einzigen Stolz der deutschen Kunst, wie er in ihnen die kräftigen Umwälzer der morschen Verfassung seines Vaterlandes ahnete, die an dem unverzeihlichen Uebel krankte, sich nicht mit den Sitten des Faustrechtes vereinigen zu können, auch eben keine Beschützerin der Vehmgerichte und ihrer heimlichen Wohlthaten war. — Ich erkannte in dem neuen Reisegefährten auf den ersten Blick einen jungen Mann, der ungefähr ein halbes Jahr lang seine Kunststudien bei einem Professor unserer Akademie gemacht hatte, der, ob er gleich völlig die Ansichten meines Lehrers theilte, doch sein einziger und sehr verhaßter Nebenbuhler war. Jezt war dieser Jüngling gewiß schon völlig reif, um die große Kunstreise anzutreten, und eine Schaar Musensöhne aller Fakultäten begleiteten den begeisterten Künstler zu dem Postwagen, um ihm ein leztes

Lebewohl zu sagen. Da gesellte sich auch mancher zu mir, manche längst vergessene Bekanntschaft wurde mit Emphase erneuert, und man pries uns glücklich, daß wir vereint, ein Paar ächt deutsche Jünglinge, das göttliche Land sehen durften. Es wurde auch Wein gebracht, auf unsere Kosten versteht sich, und einige sehr antifranzösische Philosophen leerten mit behaglicher Ironie den blutrothen Bordeauxwein, der, wahrhaft kosmopolitisch gesinnt, den kernhaften Magen der deutschen Worthelden stärkte. Die Zeit des herrlichen Freiheitskampfes war längst vorbei, und von diesen Verächtern des Frankenthums hatte kein einziger einem Franzosen den Finger gerizt. —

Wir fuhren hochbegeistert von dannen. Eine Zeit lang folgten uns die herrlichen Burschen, wie wir sie nannten, und noch in weiter Ferne sahen wir vielfarbige Mützen schwenken, sahen den Abendwind mit den kärglichen hinten überfallenden Locken einiger schlanken Theologen spielen, und noch eine Weile war uns das schmutziggraue Weiß ihrer Hemdkragen sichtbar, die manchen häßlichen entblößten Hals umschlossen.

Mein Gefährte Sigfried war sehr aufgeregt und redselig. Bald ward in dem Postwagen keine andere Stimme laut als die seinige, und was ich in der tiefsten Brust als das Geheimniß meiner Kunst mit stiller Wärme trug, das offenbarte er bald mit sehr gellenden Worten.

So ganz ich auch seiner Meinung war, so fühlte ich mich doch keineswegs von ihm angezogen. Ich darf gestehen, daß mein Wesen, wenn auch nicht frei von Anmaßung, doch völlig frei von aller Rohheit war, und es verlezte mich, die innigst und heiligsten Geheimnisse meiner Brust, meines Lehrers und meine Ansichten der Kunst den Uneingeweihten auf das Nutzloseste preisgegeben zu sehen. Ich hätte mit Freuden Märtyrer meines künstlerischen Glaubens werden können, hätte mit allen meinen Kräften gegen seine Feinde gekämpft; keinesweges aber fühlte ich mich berufen, wie ein Apostel in die Welt zu ziehen, die heilige Lehre zu verkündigen und mit Wuth eines Missionärs Proselyten zu machen.

In gleichem Maaße, wie unsere geistigen Eigenthümlichkeiten, kontrastirten unsere Gestalten.

Sigfried war von mittler Größe, von sehr kräftigem Körperbau, mit einem Kopf, dessen länglich-schmaler Schädel seltsam gegen die Fülle des Gesichtes abstach, das immer mit dem grellsten Roth gefärbt war. Sein Haar, das er mit großem Wohlbehagen ordnete, war reich und lockig von dem hellsten Blond, und er war sehr stolz auf diesen ächt deutschen Hauptschmuck.

Seine Augen waren groß, und blickten keck, ohne feurig zu seyn. Ihre lichte Farbe war eher grau als blau. Nase und Mund waren von ungefälliger, ich möchte sagen unedler Form, und charakteristisch war sein Gesicht besonders dadurch, daß ihm das, was wir künstlerisch ein Profil nennen, durchaus mangelte.

Meine Gestalt dagegen war groß und ungewöhnlich schlank. Die beständige Blässe meiner Züge erhöhte die Gluth meiner schwarzen Augen. Mein schlichtes Haar war so dunkelbraun, daß man es schwarz nennen durfte, der Schnitt meines Mundes fein, die Lippen leise emporgeschwellt; dennoch verdarb die Größe und starke Biegung meiner Nase die Regelmäßigkeit meines Gesichtes;

nur mein Profil war in den Umrissen der Züge scharf, bestimmt, und, ich darf es gestehen, nicht eben das eines Alltagsgesichtes.

In Dresden, wo wir uns vierzehn Tage aufhielten, waren wir bald heimisch. Alles war einladend und freundlich. Die Natur, reich und edel in den Umgebungen der schönen Stadt, entfaltet in der Entfernung von einigen Meilen allen Zauber des Wunderbaren und Seltenen. Es liegt in der Mischung so vielfacher Reize etwas, das mir den Eindruck der Elbufer der sächsischen Königsstadt immer lebendig und neu erhalten hat. Da mein Gefährte, rüstig und wohlgemuth wie ich, Alles auf das Gewissenhafteste sah, und auf das Fleißigste die Gegenden aufnahm, auch, was ich nicht selten unterließ, sein Tagebuch mit unerschütterlicher Beharrlichkeit führte, so waren wir stündlich mit einander, und ich bemühte mich seine guten Eigenschaften nicht zu verkennen. — Ihn zu lieben war mir unmöglich.

Wir hatten die herrliche Gallerie schon oft besucht, immer mit einander; unsere Kunstansichten waren ja dieselben, und so fanden wir uns auch in

unserm Urtheil übereinstimmend. Ueber Correggio waren wir nun völlig Einer Meinung. Wir gestanden ihm wohl zu, daß er den Effekt des Lichtes zu handhaben wußte, auch zuweilen recht gut colorirte, aber Gemüth, Innigkeit, Tiefe, die beliebtesten Forderungen unserer Schule, fehlten ihm durchaus. Was Viele an ihm als Grazie bewunderten, galt uns für Verzerrtheit. Mein Gefährte gefiel sich dieses Urtheil immer laut auf der Gallerie zu äußern, und seine Kritik dieser weltberühmten Gemälde verscheuchte nicht selten die Umstehenden.

So wenig aber uns die Gemälde des Correggio behagten, so beseligend war für uns der Anblick des ersten Meisterwerkes einer andern Schule, des herrlichen Bildes von Holbein, das die Mutter Gottes im Kreise einer Baseler Bürgerfamilie darstellt. Wer hätte uns tadeln dürfen, wenn wir in diesem Bilde die kräftigen Köpfe, die Wahrheit und Tüchtigkeit des Ausdrucks bewundert hätten! Aber wir fanden hier bei Weitem mehr, und fanden es auf Kosten Anderer. So und nicht anders durfte die Königin des Himmels blicken! Diese treuherzigen deutschen Züge einer nicht mehr ganz blühen-

den Familienmutter glichen dem Urbilde der orientalischen Jungfrau, die, mit dem göttlichen Kinde im Arme, das begeisternde Gefühl unbefleckter Keuschheit hatte!

Wir traten vor Raphaels Sixtinische Madonna. Das ist sie! rief eine Stimme in meinem Innern, und ein unnennbares Gefühl schaurigen Entzückens durchbebte mich. Es war nur ein Augenblick. Es war mir, als käme die Versuchung in der schönsten Gestalt, mich auf den falschen Weg zu führen, und ich gebot der Stimme meines Herzens Schweigen. Mußte doch auch einer von Beiden das Urbild verfälscht haben, und Holbein durfte die Palme nicht empfangen, wenn ich sie Raphael reichte.

Mein Gefährte schien keinen Augenblick zu schwanken. Er stand kopfschüttelnd vor der verklärten Himmelskönigin des Jünglings von Urbino, runzelte die Stirne, rümpfte die Nase, und von den aufgeworfenen Lippen floß ihm bald beredter Tadel. Wenn ich mich aller seiner Lästerungen noch entsinne, so waren die Engelsköpfe zu sinnlich, die Madonna zu feurig, Sancta Barbara zu

süßlich, kurz es war in dem ganzen Bilde zu viel Absicht, zu viel Glanz, und der Jesusknabe, der wie ein geistiger König der Welten auf dem Arme seiner strahlenden Mutter thront, war nicht sinnig genug. Ich schwieg, und hätte das um eine Welt nicht aussprechen mögen, was ihm keck und rücksichtslos wie ein Strom von den Lippen floß. Aber Wahrheit sprach er, das fühlte ich tief. Und hätte ich 1824 für einen sinnigen Künstler je gelten können, ohne den Unsinn für Wahrheit zu halten?

Ich hatte die Gallerie schon oft besucht, als eines Tages in dem Saale der italienischen Schule vor dem Bilde der Nacht von Correggio meine Aufmerksamkeit durch etwas ganz Anderes als das Gemälde selbst in Anspruch genommen wurde. Ich sah dort im Kreise einiger Fremden eine Dame in tiefer Trauer, deren Schönheit mich unwillkürlich fesselte, und mich in die Nähe des Bildes fest bannte, das ich schon längst nicht mehr beachtete, wenn mich der Weg vorüberführte. — Die Dame mochte nicht älter als zwanzig Jahre seyn, und

wenn sie nicht durch den Wohllaut ihrer Sprache ihre Heimat verrathen hätte, so würde mich der Adel und südliche Ausdruck ihres Profils überzeugt haben, daß sie eine Italienerin sey. Von ihrem dunkeln Haar ließ ein Turban von schwarzem Flor nur die hervorquellende Fülle der Locken sehen, und erhöhte die Lilienblässe ihrer Wangen, die nicht immer diese Farbe getragen zu haben schienen. In ihren großen dunkelblauen Augen, und um den feinen Mund, der, immer um ein Weniges geöffnet, den Ausdruck ihres Kopfes dem der Capitolinischen Sybilla nicht unähnlich machte, lag die Schwermuth einer Seele, die einen Verlust zu beweinen hatte. Das dunkle Gewand, das ihre edle Gestalt umschloß, rechtfertigte diese Vermuthung.

Sie unterhielt sich mit einem ältern Manne, der wie sie in Trauer war und ihr Vater schien, über die Gemälde, die sie sah, mit Interesse, und ihr Wohlgefallen äußerte sich oft mit Lebendigkeit. Ich blieb, so viel es sich thun ließ, in ihrer Nähe, und dankte dem Himmel, daß mein roher Gefährte zufällig in einem andern Theile der Gallerie war.

Vor Raphaels Madonna gerieth sie in

ein Entzücken, das sie mit der freudigsten Bewegung allen mittheilte, die sie umgaben. Wie sie in jeder Gestalt einen eigenthümlichen Reiz fand, so pries sie die Harmonie der Gestalten zu einander und die Wonne der Verklärung, die dem ganzen Bilde Licht und Leben gibt. Wie das melodische Rieseln eines klaren Baches klangen von ihren Lippen die wohltönenden Worte, die aus begeisterter Quelle strömten, und keiner unterbrach sie, und Alles lauschte ihr, und wenn mich auch nicht überzeugte, was sie sagte, ich fand einen unnennbaren Genuß sie zu hören. Aber als sie nun schwieg — und sie sich mit stummer Begeisterung mehr und mehr in Anschauung der Bilder vertiefte, aus seinem Licht=meer die Erinnerung an ihren Verlust, der Trost der Seligkeit aufzutauchen schien, ihr großes blaues Auge im schwimmenden Glanze noch seelenvoller wurde — da ward auch kein Laut in dem Kreise, der sie umstand, gehört; Alles hing an ihren Blicken, wie vorhin an ihren Lippen, und ich stand fest gewurzelt, nicht um Raphaels Bild — nur um seine Wirkung auf ihre Seele in ihren Zügen wiederstrahlen zu sehen.

Da stand plötzlich, unerwartet Sigfried hinter mir. Er glaubte mich durch das Bild selbst an diesen Platz gefesselt, und fing nun an sein Urtheil darüber in dem lauten Ton zu äußern, der mir längst zuwider war, heute aber mir in die Seele schnitt. Ich schwieg, so lange es mir möglich war, als er nun aber Holbeins Gemälde zu preisen anfing, und mich triumphirend fragte, ob ich eines in der ganzen Gallerie dem vorziehen möchte, da war ich gezwungen zu antworten. Es schnürte mir das Herz zusammen, aber ich durfte meinen Gott nicht verläugnen, und mit verhaltenem Unwillen und gedämpfter Stimme stieß ich ein halblautes „nein" hervor.

Da wandte sich die schöne Fremde plötzlich um, ruhte mit einem langen durchbohrenden Blick auf mir, und ging mit einer Bewegung der Verachtung, die ihre ganze Gestalt durchzuckte, von dannen. Sie hatte uns verstanden, das durfte ich nicht bezweifeln. Mir war's als hätte ich mein Verdammungsurtheil sprechen hören. Mein Innerstes war von Unmuth und Schmerz zerrissen.

Von diesem Augenblick an war mir mein Rei-

segefährte verhaßt. Ich suchte seine Gemeinschaft so viel als möglich zu vermeiden.

Ein trüber Herbstabend umschleierte mit dünnem Nebel das herrliche Rom, das ich nach einer Fahrt von mehreren Monaten, in welchen ich mit Muße München, Venedig, Florenz gesehen hatte, in der Ferne erspähte. Noch war es licht genug, die Riesenschatten der Peterskuppel zu erkennen, aber es war tiefe Dämmerung, als ich durch die Porta del popolo fuhr. Ich war nicht eben heiter gestimmt, denn die Langsamkeit des Vetturinos hatte mich um die Erfüllung eines schönen Wunsches gebracht, der von Kindheit an zu meinen Lieblingsträumen gehörte. Vom Wagen steigen, davon fliegen, zuerst nach dem Colosseum, dann nach der Peterskirche, so hatte ich gehofft Rom begrüßen zu dürfen, und die Fülle seiner ganzen Herrlichkeit im ersten Augenblick des Dortseyns zu genießen. — Jezt mußte ich darauf verzichten, denn es war völlig Nacht, und so eilte ich statt in die Heiligthümer der Vorzeit, in — den Caffé Greco, den ehemaligen Versammlungsort

meiner lieben künstlerischen Landsleute. Da freilich wurde mir im Eintreten nicht ums Herz, als sey ich in dem herrlichen Rom. Eine kleine dumpfige schwach erhellte Bottega war angefüllt mit Männern, die keinen Zweifel an ihrer Heimat übrig ließen, weil von allen Lippen unsere herrliche Muttersprache bald sehr laut von den Jüngern, bald sehr leise in den zierlichsten Wendungen von den Aelteren tönte. Ein eigentlich einiger geselliger Ton schien in dieser Versammlung von Leuten, die sich alle kannten, nicht zu herrschen. Viele spielten Schach, nicht wie ich später zu bemerken glaubte, aus Liebe zu dem Spiel, denn es wurde meist zerstreut und schlecht gespielt, sondern um sich der Nothwendigkeit des Gespräches zu entziehen. Es waren Viele darunter, die die Blüthenjahre ihres Lebens in künstlerischen Bestrebungen in Rom zugebracht hatten, bei denen es aber, sey es aus Mangel an Talent oder aus falscher Benützung desselben, weder zu vielen Werken noch zu bedeutenden Erfolgen gekommen war. Sie verbargen im gewöhnlichen Leben den Verdruß darüber unter einem düstern gemessenen Aeußern, einem grandiosen bedeutsamen Still-

schweigen, das eine Reife der Ansichten und eine Tiefe des Gemüthes errathen lassen sollte, die sie keineswegs besaßen. Daß sich zu solchem Wesen eine große Geringschätzung gegen jedes andere Talent gesellte, das nicht gerade mit ihren Schwächen denselben falschen Weg ging, braucht nicht hinzu gefügt zu werden. Bei allen Naturen solcher Art versteht sich das von selbst. Die Bessern, denen schon ein ehrenvoller Ruf geworden, hielten zusammen, und Gespräche über Kunst verkürzten ihnen in der traurigen Bottega den Abend. Indeß vermißte ich doch auch bei ihnen in späterer Zeit Lebendigkeit, Großartigkeit der Ansicht und Frische des Geistes. Ihr Gespräch war nie von der Gluth durchdrungen, die das Gemüth erwärmt, den Geist erhizt und das Talent zu schöpferischem Feuer entzündet. Es glich eh' der stillen Gluth des Alters, die ihr bescheidenes Flämmchen immer in gleicher Höhe erhält, und nur dann langsam aufknistert, wenn ein Priester ein Körnchen Weihrauch hineinwirft. Auch diese kümmerliche Unterhaltung währte nur kurze Zeit, und nach neun Uhr schlich Jeder in seine Wohnung zurück. Die Meisten von ihnen sahen und sprachen

sich täglich, aber nicht Neigung und der himmlische Trieb der Kunstverwandtschaft führte sie so nahe zusammen. Es war nur das rohe Bedürfniß nach vaterländischer Sitte und Mundart, und das unerschütterliche Prinzip, unter Italiens blauem Himmel in Raphael's Heimat eine nationelle Kunstpartei zu bilden. Meine jüngern Landsleute empfingen mich mit lauter Freude, indem jene mich ernst und gemessen willkommen hießen. Aber dafür mußte ich von ihnen jeden Eindruck, den ich in Rom erwarten durfte, vorweg empfangen.

Und wie es nun mit Blitzesschnelle gleich zur Kritik kam! Die Antike ließen sie ziemlich unangefochten. Leider hatten sie sie auch unstudiert gelassen. Als sie nun aber auf das Kapitel der Malerei kamen, da ging es an ein Schmählen über die Carracci, den Guido und Domenichino. Tizian und Correggio wurden nicht geschont. Dem Michel-Angelo ließen sie seine Sybillen gelten, und hatten gar unendlich viel gegen das jüngste Gericht einzuwenden. Der Transfiguration und Madonna di Foligno ging es nicht besser; dafür empfahl man mir von Ra-

phaelischen Compositionen Einiges aus seiner früheren Zeit, namentlich die Borghesische Grablegung zu gerechter Verehrung.

Aber den Pinturichio wußten sie zu preisen, das war ein Mann nach ihrem Sinn, ein ehrliches Gemüth, wie sie das nannten, und der Quell, aus dem sie alle erhebende Erquickung und schaffende Begeisterung geschöpft. — Was ich von der Peterskirche zu halten hatte, wußte ich schon. Es war mir schon zu Hause von dem geliebten Lehrer vorgepredigt worden, daß ihre Architektur nur mißverstandene Antike, und mit den größten Mitteln nur Geringes erreicht worden sey. Es liegt viel Wahres in dieser Behauptung, indeß gingen Einige in ihrem schroffen Urtheil so weit, den ganzen Riesenbau todte Massen zu nennen. Da fragte ich doch bescheiden an, ob diese todten Massen nicht beim ersten Anblick einen unerwarteten Eindruck machten? Bah! erwiederte Einer, während er zum Weggehen das schwarze Sammetbarett auf's linke Ohr drückte, und mir traulich auf die Schulter klopfte, du wirst dich bald genug aus den kalten Räumen der Peterskirche zu der

ge=

gemüthlichen Einfachheit des gothischen Domes hinsehnen.

Die jungen Leute hatten in jeder Beziehung wahr gesprochen. War doch mein Gemüth durch dieselben Ansichten, wie das ihrige, erkaltet, und ich empfing von keinem Bilde, das mir das herrliche Rom offenbarte, einen andern Eindruck, als sie empfangen hatten.

Indessen fühlte ich meine Seele doch um ein Etwas reicher als die ihrige, das mein Wesen fortwährend in große Aufregung und Bewegung sezte, oft zwar auch abspannte, zu träumerischem Hinbrüten geneigt machte, meist aber den heftigsten Trieb des Wirkens und Malens in mir erweckte. Dieß Gefühl war nichts anders als das einer stillen, glühenden und nicht befriedigten Liebe, das schon während der ganzen Reise ein Bild vor meine Seele zauberte, das ich nur einmal gesehen, mich aber überall begleitete, mir in lebhaften Träumen Nachts erschien und meinen Schlummer verkürzte. Es war das Bild jener reizenden Fremden, die mir auf der Dresdner Gallerie begegnet war. Wie flüchtig

sie auch an mir vorübergestreift war, ich konnte sie nicht vergessen, und ihr stummer Blick der Verachtung, der meiner lästernden Aeußerung gegen Raphaels Gemälde gefolgt war, hatte einen Stachel in meinem Herzen zurückgelassen, der mich um so unheilbarer verlezte, je mehr ich mich bemühte, ihn aus der schmerzenden Wunde zu reißen.

Je sorgfältiger ich dieß Gefühl verschwieg, und allen zu verbergen strebte, weil ich es selbst eine Thorheit schalt, je heftiger wurde es. Indeß fühlte ich mich nicht ganz hoffnungslos. Eine Stimme in meinem Innern rief mir täglich zu, daß es nicht unmöglich sei sie wieder zu finden, und mir war es dann immer, als könnte ich mir nur durch die größte Thätigkeit, durch die vollkommenste Ausbildung meines Talents ein Recht auf das geliebte Wesen erwerben. Ich hoffte auch im Glanze meines Künstlerruhmes und seltener Vollendung sie von der Richtigkeit meiner Kunstansichten zu überzeugen, und oft sah ich sie vor mir, wie sie die vollen Arme um meinen Hals schlang, und mit heißen Thränen in dem schönen Auge den verachtungsvollen Blick bereute, der mir wie ein vergifteter Pfeil im Herzen

brannte. Vertrauen ließ sich eine solche Neigung eigentlich wohl nie, — keinem meiner Kunstgefährten hätte ich aber auch vertrauen mögen.

Ich hatte zu meiner Liebe kein System und keine Eitelkeit mitgebracht, wie es wohl bei meinen Landsleuten zu geschehen pflegte. Der Blitz zweier dunkelblauer Augen traf in mein Herz, zündete, und ich nährte nun die Flamme, die mich leicht hätte verzehren können, so sorgsam wie eine Priesterin der Vesta weiland das heilige Feuer. Freute sich meine ganze Seele, wenn ich in den Wintertagen in dem ewig grünen Hain der Villa Pamphili wandeln durfte — oder blickte ich voll Entzücken vom Monte Mario auf das herrliche Rom, überall war sie mir zur Seite, oder wie ein Engel in dem Dufte schwebend, der um die alles überragende Kuppel des Petri-Doms floß. Stand ich aber im Kreise meiner Gefährten vor dem Bilde der Raphaelischen Transfiguration, mußte ich die allzuheftige Bewegung in der Apostelgruppe und der Besessenen tadeln hören, oder ereiferte man sich gegen die getheilte Composition; stimmte ich dann in solche Tadel mit ein, so war

mir's oft, als stünde die Gestalt der Geliebten drohend hinter mir, auf die überirdischen Gestalten des Gemäldes deutend, die durch den Abglanz ihres strahlenden Blickes sich immer mehr und mehr verklärten. Ja ich erinnere mich, daß ich einmal deutlich zu bemerken glaubte, daß der ätherblaue Mantel des Christus immer lichter und lichter wurde, bis endlich Gewand und Gestalt vor meinen Blicken in Licht zerflossen, und ich wie geblendet, durch und durch schaudernd, von dannen eilte.

Solche Warnungen, die gewiß nur richtigere Eingebung meines bessern Gefühls für das Erhabenste waren, verschmähte ich dennoch in kälteren Momenten gänzlich, und pflegte sie bei mir selbst nur Schrecken meiner Liebe oder Wahnsinn der Leidenschaft zu nennen. Indessen wurde das Bild der Geliebten immer lebendiger in mir, statt durch Zeit und Entfernung bleicher und schwächer zu werden, und die geliebten Züge auf der Leinwand festzuhalten, war nun mein eifrigstes Bemühen. Es währte auch nicht gar lange, so war der Carton eines Muttergottesbildes, die mit züchtiger Zärtlichkeit auf den Jesusknaben blickte, fertig. Daß meine Madonna

die Züge der Geliebten trug, versteht sich, aber ich hatte die Aehnlichkeit doch sehr modifizirt. Das muthige feurige Auge war nicht mehr in dem niedergesenkten Blick zu erkennen, und um die scharfen Contoure älterer Meister nachzuahmen, nahm ich dem Gesicht viel von der jugendlichen Rundung und Fülle, das dem Original so wohl stand. Mit dem Körper ging ich auch ganz so um, wie es die Trockenheit der damaligen Schule forderte. Der knapp anliegende Aermel, der an den Arm gegossen schien, ließ viel eher Gyps als Fleisch unter der engen Hülle vermuthen, und die Falten des Mantels, den ich um die untere Hälfte der Gestalt sinken ließ, ließ eher ein Gewand von Holz, als einen andern Stoff ahnen. Mängel dieser Art waren bei den ältern Meistern zu entschuldigen, die sich mit ächtem Kunstsinn zuvörderst des Ausdruckes befleißigten, und sich mehr bemühten bei den vielen Schwierigkeiten, die sie in der Kindheit der Kunst zu überwinden hatten, Wahrheit in ihre Köpfe als Fülle und Reichthum in die äußern Formen, und Weichheit und Geschmack in Gewand und Umgebung zu bringen. Daß sie Alles mit Treue und Sorgfalt

malten, zeigt die Nettigkeit und Zierlichkeit, mit der sie fast immer kleine Verzierungen in ihren Bildern, wie Schnitzwerk und Ornamente an Gebäuden, behandelt haben.

Aber das große Geheimniß des Zeichnens und freie Behandlung der Gestalten war einer spätern Zeit der Vollendung vorbehalten. Diese Zeit aber zu verachten, sie manierirt zu schelten, nichts von ihr entlehnen zu wollen, um den ächten Meistern, wie wir die Alten nannten, treu zu bleiben, war unser eifrigstes Bestreben, und so haschten wir nach ihren Mängeln, die wir indeß nicht für Mängel hielten, und glaubten uns so auch im Besitz ihrer vortrefflichen Eigenschaften.

Bis gegen Ende des Jahres war mein Bild schon der Vollendung nahe. Ich hatte eine angefangene Copie der Raphaelischen Grablegung aufgegeben, eingedenk der Lehre meines Meisters, der vom Copiren nicht eben viel hielt, und uns täglich zur eigenen Production aufmunterte. Mein Bild erregte unter meinen Landsleuten viel Aufsehen. Das Portraitartige darin gab in der That dem Bilde eine größere Wahrheit, als ich aus eigener

Fülle ihm zu geben vermocht hätte. Es wurden Briefe darüber nach Hause geschrieben, und da man die nahe Vacanz einer Professur unserer Akademie erwartete, so wurden mir schon die besten Zusicherungen zu dieser bedeutenden Stelle gegeben. Ich hätte aber damals noch recht gut die Anleitung eines tüchtigen Zeichners brauchen können, und schon hielt man mich für reif, unsere künstlerische Jugend selbst zu bilden, oder besser, zu verbilden.

Mit so glänzenden Aussichten für meine Zukunft, aber unter den schlechtesten für meine Liebes-Hoffnungen nahte der lezte Tag des Jahrs. Nirgends fand ich eine Spur von der Geliebten — ich sah der Sylvesternacht mit schwerem Trübsinn entgegen. Der Abend kam und fand uns, eine Schaar deutscher Künstler, bei einem Mahl vereinigt, das gegen eilf Uhr endigte. Es wurde einstimmig beschlossen, die Mitternachtsstunde im Colosseum zu erwarten, und dort auf den erhabenen Trümmern der Vorwelt das neue Jahr zu begrüßen. — Wir zogen von dannen mit Wein versehen, um dem Jahr, das uns auf der heiligsten Stätte entgegen trat, kein nüchternes Lebehoch zu bringen. Es war

eine milde klare Winternacht, wie man sie nie in unserm Norden findet. Der Mond goß seinen bleichen Tag über das Forum, und die einzelnen Säulen der zerfallenen Tempel ragten wie leuchtende Geister empor, indeß die Massen der Bogen sich dichter zu schließen schienen, und jezt in der halb verhüllenden Nacht ihren eigentlichen Tag fanden. So schien der Friedenstempel wieder erstehen zu wollen, und dem Triumphbogen des Titus und Septimius Severus kein Schmuck, kein Zierrath zu fehlen. So waren sie herrlich genug noch einmal die Erhabenen einzulassen. Ihre Geister sahen wir vor uns aufsteigen — ihr unsterblicher Hauch umwehte uns.

Wir fanden das Colosseum nicht öde und leer, wie wir es erwartet hatten. Es hielten Wagen vor dem Eingang. Engländer hatten sich eingefunden, auch mehrere Römer schienen in gleicher Absicht wie wir da zu seyn. Führer mit Fackeln waren bereit, die Angekommenen durch die schauerlichen Gänge des Innern zu leiten. Noch vor Mitternacht wollten auch wir den Gang durch die zerfallenen Gallerien des Vespasianischen Theaters wagen.

Ein ehrlicher Pater leuchtete uns durch die heidnischen Hallen, und Führer und Umgebung zeigten so auf einen Blick, was Rom ist — was es war. Dieser nächtliche Gang durch die colossalen Trümmer war nicht ohne Beschwerde. Je höher, je mühsamer. Das lockere Gestein bebte oft unter unsern Tritten, und nicht selten war das Gemäuer des Bodens, auf dem wir gingen, so von einander gerissen, daß wir über manche Kluft hinwegspringen mußten. Oft auch waren die Theile nur noch durch morsche Steine verbunden. Ein Fall hätte hier vom obersten Stockwerk bis auf den untersten Raum schleudern können, denn an vielen Stellen sahen wir durch weite Spalten bis zu den Fackeln hinab, die ganz unten leuchteten. — Wir stimmten oben ein deutsches Lied an, leerten unsere Flaschen auf das Wohl des neuen Jahres, — die Todesstunde des alten hatte so eben geschlagen, — und zogen in lautem Jubel hinunter!

Ein Stockwerk tiefer sahen wir eine Fackel vor uns, die einem ältlichen Manne und einer jungen Dame leuchtete, die eilig hinter dem Alten herschritt, der mit ängstlichem Tritte voranging.

Es schien, als erschreckte der Jubel der ihnen Folgenden das junge Mädchen. Ihre Gestalt weckte eine sonderbare Ahnung in meiner Brust. Ich ging schneller als meine Gefährten. Je mehr sie mich in ihrer Nähe glaubte, je rascher ging auch sie — nur schmal und morsch war der Weg, überall Spalten und Risse. Jezt war ich dicht hinter ihr — sie ging noch schneller, und plötzlich löste sich unter ihren Füßen ein Stein los, und fiel mit Gerassel bis in die Tiefe. — Ein Schrei — und sie sank vor Schrecken zurück; sie lag in meinen Armen, betäubt, kaum ihrer Sinne mächtig. Man hatte ihren Schrei vernommen, die Führer mit den Fackeln eilten herbei, und ihre rothe Gluth beleuchtete die blassen Züge — der Geliebten. — Sie war es — ich hielt sie in meinen Armen. Nur langsam erholte sie sich. Ihr Vater, in dem ich auf den ersten Blick ihren Begleiter auf der Dresdner Gallerie erkannte, war mit dem Fackelträger zurück geeilt. Es war mir vergönnt, mit ihm die Zitternde bis hinunter zu führen. Ich fühlte ihren Arm in dem meinigen mit unnennbarem Entzücken. Sie sagte mir ein Paar freundliche Worte für die Hülfe, die ich ihr

leistete, indeß sie die schönen Augen mit einem Ausdruck des Dankes und der Güte auf mich heftete, der mich beseligte. — Ich geleitete sie bis zum Wagen, dort ersuchte der Vater mich, ihm meinen Stand und meine Wohnung zu sagen, damit er morgen dem Retter seiner Tochter seinen vollsten Dank bezeigen könne. Sie wäre in die Tiefe hinabgestürzt, hätten meine Arme sie nicht aufgefangen. Ich aber war viel begieriger in sein Haus zu kommen, als ihn bei mir zu sehen, und unter dem Vorwand, zu erfahren, ob meine schöne Gerettete völlig hergestellt sey, erhielt ich die Erlaubniß, dem Marchese von S... und seiner Tochter morgen aufwarten zu dürfen. Mit welcher Sehnsucht sah ich der ersten Sonne des neuen Jahres entgegen!

Der Marchese von S..., aus einer alten römischen Familie, galt in Rom für einen Sonderling, der sich sein ganzes Leben hindurch wenig an die Pflichten der Convenienz und des Standes gekehrt, und immer nur seinen Neigungen, die aber keiner als unedel schelten durfte, gelebt hatte. Er

war ein Protektor der Künstler, ein Kenner der Kunst, hatte große Reisen gemacht, und von einer derselben aus Deutschland seine Gemahlin, die Tochter eines protestantischen Edelmannes, mit heimgebracht. Die schöne Cornelia war die Frucht dieser glücklichen Ehe, die erst vor Kurzem durch den Tod der vortrefflichen Mutter getrennt worden war. Innige Anhänglichkeit an die Familie seiner Gemahlin hatte den Marchese vermocht wiederum nach Deutschland zu reisen, und dort seine Tochter ihren deutschen Angehörigen zu zeigen. — Alles dieses erfuhr ich leicht bei den ersten Erkundigungen, die ich über den Marchese einzog. Der Neujahrsabend traf mich in seinem Hause.

Ich fand einen Kreis der edelsten Männer; die meisten Römer; Namen von Ruf und Bedeutung ließen mich hier viele erkennen, die ich noch nicht zu sehen Gelegenheit gehabt. Nur wenige Frauen umgaben die geliebte Cornelia, die alle weit an Schönheit und Anmuth überstrahlte. Ich hatte mich den Abend vorher schon als Künstler zu erkennen gegeben. Man stellte mich indeß der Versammlung nur als Corneliens Retter vor. —

Sie wies mir einen Platz in ihrer Nähe an. Der Marchese behandelte mich mit der Feinheit eines Weltmanns, mehr mit Herzlichkeit als mit Auszeichnung. So schien es, als habe mir nur der Dienst, den ich ihm durch meine Sorgfalt für seine Tochter geleistet, einen Platz in dem edeln Kreise angewiesen, in dem ich mich befand. — Cornelia schien mich nicht wieder zu kennen, oder wollte es nicht. So sehr sie mir mit aller Liebenswürdigkeit ihres Wesens entgegen kam, und in dem Gespräche ganz Leben und Seele war, ja meinem Urtheil über Rom und manchen Erscheinungen meiner Reise ihren Beifall nicht versagte, so sehr vermied sie Alles, was auf unsere erste Begegnung in Dresden Bezug haben konnte. Auch mir fehlte es an Muth, das erstemal mit ihr davon zu reden, ob ich mich gleich durchaus nicht meiner Ansicht, sondern nur der Rohheit meines Gefährten schämte. Ich wünschte die Erörterung, sie aber vermied sie sichtbar. — Dem ersten Besuche folgte bald ein zweiter, diesem ein dritter.

Noch immer war meines Künstlerthums keiner Erwähnung geschehen, aber Cornelia wurde herz-

licher gegen mich. Es war, als habe sie Anfangs ein Vorurtheil bekämpfen müssen, um ihre Freundlichkeit gegen mich zu behaupten. Sie hielt es nun um so mehr für Pflicht, mir zu zeigen, daß Alles besiegt sey, was in ihrem Herzen wider mich gesprochen habe.

Eines Abends kam das Gespräch auf ein Bild, das ein römischer Maler eben vollendet, und dem Publikum zur Ansicht ausgestellt hatte. Es wurde für und wider gestritten, und zulezt, als das Gespräch allgemeiner ward, wurde die Frage aufgeworfen: welche Nation in diesem Augenblicke die beste Kunstschule habe, und in der Malerei am Weitesten vorgeschritten sey? Ein alter Abbate, dessen Kennerschaft den ganzen Streit hindurch vorgeleuchtet hatte, behauptete sogleich, daß überhaupt nur zwei Nationen den Wettstreit eingehen könnten, dieß seyen: Franzosen und Italiener. Der Schule der Ersten, sagte er, ist das redlichste Bestreben und das größte Verdienst in Zeichnung und Kolorit nicht abzustreiten. Dennoch, fuhr er fort, sind ihre Bilder, ich meine die historischen, — denn ihren Portraits gebührt unbedingt der Vorzug, — mir immer unerfreu-

lich gewesen. Da sie sich nie des Haschens nach einer theatralischen Wirkung in ihren Compositionen entschlagen können, so entsteht in diesen eine Unruhe und Getheiltheit, die mich stets gehindert haben, den Eindruck solcher Gemälde festzuhalten, und sie mir wieder in ihrer eigenthümlichen Gestalt vor die Seele zu zaubern. Dazu kommt, daß ihre Bilder fast immer von ungemeiner Größe sind, und bei der großen Anzahl der Figuren, die unumgänglich nöthig sind, den Raum zu füllen, eine allzugroße Mannigfaltigkeit der Gruppen entstehen muß, oft aber ist die Beziehung, in der diese Gruppen zu einander stehen, dem Auge so wenig klar und deutlich, daß man manche Gemälde des größten der jezt lebenden französischen Maler zerschneiden, und aus seinen getrennten Theilen eben so viel einzelne Gemälde bilden könnte; ein Mangel der Conception und Composition, der sich nie bei den größten Compositionen des Raphael, Domenichino, Guercino und Guido findet. — Indeß wiederhole ich es, die Schule der Franzosen ist mir dennoch höchst schätzenswerth, denn die oben gerügten Mängel gehören mehr den Individuen als der Schule an, und

wie die Muster, auf die sie hinweiset, die besten sind, so könnte der Weg, den sie führt, einen großen freien Genius zu dem ewigen Ziel der Schönheit und Wahrheit leiten. Ein Gleiches darf ich von unserer jetzigen italienischen Schule sagen, wenn ich auch ihre lebenden Meister nicht unbedingt loben kann.

Von den Deutschen also wollen Sie uns gar Nichts sagen, rief lebhaft Mylord K..., ein bekannter Kunstfreund, der den ganzen Streit mitgeführt hatte — denn daß Sie um unsere englische Kunstschule sich wenig bekümmern, möchte ich fast voraussetzen. Und würden sehr unrecht thun, erwiederte ruhig der Abbate. Ich habe genug von den Fortschritten Ihrer Künstler erfahren, um zu wissen, daß sie in der Genremalerei unübertroffen sind, und mit den besten Niederländern wetteifern können. Nie aber konnte ich mich mit ihren historischen Gemälden befreunden, weil sie, wie das mehr oder minder die Meister aller Nationen gethan haben, die Nationalphysiognomie fast allen ihren Köpfen aufprägen, und in dieser eine solche Gleichförmigkeit der Bildung und Unbeweglichkeit

der Züge vorherrschend ist, daß ich sie, trotz aller Regelmäßigkeit und Schönheit, sehr ungünstig für historisch malerische Darstellungen finde, in denen Handlung, Tiefe des Ausdrucks und Beweglichkeit Haupterfodernisse sind. — Von den Deutschen aber schwiege ich lieber ganz. Es tritt bei ihnen der umgekehrte Fall, wie bei den Franzosen, ein. Die große Schwäche der jetzigen deutschen Kunstleistungen liegt offenbar mehr in Verkehrtheit und verworrner Ansicht ihrer Schule, als an den Künstlern. Bei vielen der jungen Männer, die ich hier gesehen, habe ich so viel Reichthum der Phantasie und Fülle des Gemüthes gefunden, daß ich stets die Armuth ihrer Leistungen nur dem unglücklichen Prinzip zugeschrieben habe, von dem sie geleitet werden. Wahrscheinlich ist es ein mißverstandnes Streben nach Nationalität, das sie verleitet, die ersten Meister ihrer Schule zu überschätzen, und zu glauben, sie hätten in ihnen den Quell der Wahrheit, die sie immer auf Kosten der Schönheit suchen, gefunden. Da gilt ihnen oft das Kindische für kindlich und gemüthlich — die Armuth der Erfindung für erhabne Einfachheit, und das Unmündige und Beschränkte

der Gestalten für reine Natur, die frei von aller Manier ist. Sie suchen und lieben auch in unserer großen italienischen Schule nur die gleichzeitigen Meister ihrer Lieblinge, schelten Alles, was sich frei und groß bewegt, Raphael und seine großen Nachfolger bis auf die spätern Künstler der Bolognesischen Schule manierirt, und fühlen nicht, daß sie selbst in der ängstlichsten und kleinlichsten Manier befangen sind. So lange sie sich von dieser nicht losreißen können, wird nichts Erhebliches aus ihrer Mitte hervorgehen. Sie stürzen sich auch vergeblich in den Schooß unserer katholischen Kirche, um an dem Busen der Mutter neuerer Kunst die Einfalt und Frömmigkeit der alten Meister zu finden. Aber sie wollen etwas Unmögliches. Aus dem Haupte des heidnischen Gottes ging die Kunst völlig gewappnet und gerüstet, mit einem Wort, vollendet, hervor. Damals waren Kunst und Glaube so völlig eins, so unzertrennlich, daß man das eine ohne das andere nicht empfinden, nicht lieben konnte.

Aus unserm Glauben hingegen ist die Kunst wie ein Kind hervorgegangen, das die erhabene Mutter den Menschen wie ein gütiges Geschenk,

nicht wie eine Nothwendigkeit überlieferte. Daß die Gläubigen diese Gabe freundlich empfingen, hegten und pflegten, und sie zur Ehre ihrer Mutter emporblühen ließen, das gereicht den Menschen zum Ruhm, der Kirche zur Freude. Keineswegs aber bedarf sie seiner. Sie fordert die vergeltenden Gaben ihres Kindes nur zu ihrem Schmuck, nicht zu ihrer Erhaltung, und der ist ihr kein lieber Sohn, der nur von ihrem Schmuck geblendet die Beseligende anbetet. Wer aber gar in thörichter Verblendung sich nur deshalb zu ihr wendet, um von ihr die Geheimnisse ihres Kindes zu erforschen, der kennt sie nicht — der trägt sie nicht im Busen, dem ist sie stumm — er heuchelt. Der Lord durch den Priesterstolz des Abbate aufgeregt, wollte etwas heftiges erwiedern. — Auch ich zeigte deutlich, daß es mir nicht länger möglich sey, ein Schweigen zu beobachten, das ich mir nur aus gekränkter Eitelkeit auferlegt hatte, da Niemand in der Gesellschaft außer dem Wirthe wußte, daß ich Künstler sey, und ich für unschicklich hielt, für die Kunst zu streiten, ohne mein angebornes Recht geltend machen zu dürfen. Cornelia indeß wußte mit einem Blick unsere

Heftigkeit zu mäßigen. Ich bitte, Mylord, fiel sie dem Engländer in's Wort — nichts mehr darüber. Wir sind mit einem Sprung von der Kunst zu Religion gekommen, und Sie wissen alle, meine Freunde, daß unsere gesellige Freude durch keinen Streit über Religion oder Politik gestört werden darf. Der Abbate hat das Gesetz übertreten — er hat den Funken des Streits — sie warf einen liebreizenden, begütigenden Blick auf den Engländer und mich — in den leicht entzündbaren Stoff geworfen, und er soll dafür gestraft werden. Geschwind Abbate, sagen Sie uns zur Buße die lezte Hälfte des Trionfo della morte von Petrarca. Sie sagen das unübertrefflich, und wenn Ihnen auch keine Siegespalme im Streit werden kann, da wir ihren Gegnern nicht zu fechten erlauben, so wollen wir sie doch nicht ohne Lorbeer entlassen. — Der Abbate rezitirte das herrliche Gedicht meisterhaft. Wir waren gezwungen ihm dafür zu danken, und so hatte Cornelia geschickt und fein den Streit gelöst, von dem kein erfreulicher Ausgang zu hoffen war. Schon während der beleidigenden Worte des Abbate, die er so rücksichtslos in Gegenwart

eines Deutschen gegen die deutsche Kunstschule richtete, hatte ich Cornelia oft verlegen die Farbe wechseln sehen, und die Besorgniß für mich, die aus dieser Verlegenheit sprach, machte mir das theuere Geschöpf nur noch werther. Ja nach dieser Scene schien mir ihr Vertrauen unausbleiblich. — Ich hatte nicht geirrt. „Sie bleiben, auch wenn die Andern fort sind," flüsterte sie mir leise zu, als die Meisten zum Weggehen aufbrachen. — Nachdem sich Alle entfernt, verließ auch ihr Vater das Zimmer. Mir schlug das Herz hörbar. Sie ließ mich neben sich auf das Kanapée sitzen, ergriff meine Hand, und sagte mit einem Ton unbeschreiblicher Milde: ich habe mich bei Ihnen zu entschuldigen, mich anzuklagen, mein Freund; ich nenne Sie so, denn Ihre Mäßigung von heute gibt Ihnen ein Recht auf meine Freundschaft. Sehen Sie mich nicht verwundert an, fuhr sie fort, da meine Blicke mit stillem Erstaunen an den ihrigen hingen. Ich gestehe Ihnen, daß ich gefehlt, Sie der Gesellschaft nicht als Künstler vorgestellt zu haben, der Abbate hätte die unziemlichen Aeußerungen nicht gewagt. Indeß läugne ich nicht, daß mein Vater

und ich mit Vorbedacht unterließen, was mich jezt reut unterlassen zu haben, Beide fühlten wir uns durch Ihre Erscheinung im Colosseum, die mir so heilbringend war, ungemein angezogen, und wir wollten es Ihrer Persönlichkeit überlassen, ein Vorurtheil zu besiegen, das, wie in allen römischen Gesellschaften, auch in unserm Kreise gegen die Jünger Ihrer Kunstschule herrscht. Wie sehr Sie aber Ihrer Schule zugethan, — das wußte ich — wußten Sie? fiel ich erröthend ein; seit unserer ersten Begegnung, fuhr sie fort, die schönen Augen niederschlagend, deren Sie Sich vielleicht nicht mehr entsinnen. Ich mich jener Begegnung nicht entsinnen, rief ich lebhaft, und meine Hand bebte in der ihren — nun denn, sagte sie schüchtern, so wissen Sie auch, welche Antwort Sie auf die Frage Ihres übermüthigen Gefährten gaben. Sie schien mir ein Frevel an dem Heiligsten, an Allem was ich auf der Welt liebe und ehre. Ein Gemüth, das dem Zauber jenes Bildes dem reinsten Strahl des Raphaelischen Lichtes widerstehen, sich ihm entziehen konnte — war kein edles Gemüth — ein künstlerisches gewiß nicht. So dachte ich damals, fügte sie schonungsvoll hinzu.

Ich habe seit den lezten Tagen anders davon denken lernen. Ich habe Ihr Herz empfänglich gefunden — sagen Sie auch treu, fiel ich ihr leise in's Wort. Sie lächelte, und lobte auch mein grades Urtheil und meinen hellen Sinn. Dennoch, mein werther Freund, fuhr sie fort, und versüßte durch einen unwiderstehlichen Blick die herben Worte, dennoch haben Sie mich den Glauben an Ihr Talent noch nicht gelehrt. Was Sie geleistet haben, weiß ich nicht; aber der Weg, den Sie wandeln, kann nicht an's Ziel führen. Wenn Sie den Abgrund, dem Sie entgegen eilen, nicht sehen, so sind Sie blindgeboren oder geblendet. Ich will das Leztere hoffen; dann sind Sie noch zu heilen.

Gottlob, rief ich mit Zuversicht, ich bedarf keines Arztes — ich sehe klar mit gesunden Augen, und wie ich hoffe das ewig Wahre, das Rechte — Aber nicht meine Worte, meine Leistungen mögen Sie überzeugen. Ich bin in Rom nicht unthätig gewesen. Wollen Sie mir vergönnen, Ihnen morgen ein Bild zu zeigen, das ich hier gemahlt?

Von ganzem Herzen, erwiederte sie; nur machen Sie sich auf eine eigensinnige Richterin gefaßt.

Auf eine gütige, wollen Sie sagen, und preßte scheidend ihre kleine weiche Hand an meine Lippen. Was sie aber auch von dem Bilde urtheilen mögen, eins sagen Sie gewiß: „es kam ihm aus der Seele.“

Zuversichtlich, die Brust voll schöner Hoffnungen, hatte ich sie verlassen; zweifelnd und unruhig wälzte ich mich auf meinem Lager hin und her. Wenn sie das Bild mißbilligte? Mit dem feinsten Gefühl für alles Edle, umgeben von den kunstsinnigsten Männern, mußte ich ihr nicht ein großes Kunsturtheil zugestehen? Konnte es mir gleichgültig seyn, ob die Geliebte mein Talent hochstellte oder geringschäzte? Und der unselige Abbate! brachten mich seine Worte nicht auch um den besten Schlummer? Welch ein Dämon vergnügte sich, sie mir ewig vorzuflüstern. Die Fehler der Franzosen und Engländer hatte er so richtig erkannt und bemerkt; wenn er auch über uns so treffend geurtheilt hätte?

Ich wachte trüb und mißgestimmt auf. Unruhig und kleinmüthig begleitete ich meine Madonna in's Haus des Marchese. Mir war als sollte das Schicksal meines Lebens entschieden wer-

den. Und mußte sie sich nicht in dem Spiegel meiner Farben wieder erkennen? Wenn sie mir zürnte? Ich ermuthige mich in dem Glauben an die allgemeine Eitelkeit ihres Geschlechts. Sie trat vor das Bild.

Nach dem ersten Blick, den sie darauf warf, überflog ein Lächeln ihre Züge. Sie faßte meine Hand, und ein leiser Druck der ihren sagte mir, daß sie sich erkannt, — und nicht ungern erkannt habe. —

Können Sie mir verzeihen, theuere Cornelia, rief ich heftig, stolz, denn nun dachte ich Alles besiegt zu haben. Was hätte ich zu verzeihen, erwiederte sie, — doch nicht, daß ich mein Bild hier wieder finde. So finde ich es ja auch in Ihrem Herzen, und, fügte sie erröthend hinzu, ich werde ihm doch den Platz nicht mißgönnen. — Cornelia, stammelte ich außer mir, und umfaßte die Geliebte. Sie ruhte einen Augenblick lang an meiner Brust. Dann aber wandte sie sich los, und sagte ernst, „wie weh' thut mir's, theurer Freund, daß ich dennoch vor Ihrem Bilde, das mir zweifach werth ist, der gestrigen Worte des Abbate gedenken

und ihm Recht geben muß. Sie haben so viel Gemüth, Ihre Einbildungskraft ist so frisch und lebendig, und Sie bemühen sich Ihre natürlichen Anlagen zu verbilden, zu entstellen, um den thörichten Forderungen Ihrer Schule Genüge zu leisten. Wie um des Himmelswillen stellt sich Ihnen die Natur dar! erscheint auch sie Ihnen manierirt, und verlangen Sie von ihr, daß sie ihre Formen eckig und ungefällig bilde, um den Lieblingsgestalten Ihrer Seele nachzukommen? Soll sie von nun an Freiheit, Grazie, Fülle, Lebendigkeit, die ewigen Gesetze ihrer Schönheit verläugnen? Wissen Sie wohl, daß meine Eitelkeit Ihnen Krieg ankündigen möchte? Sie haben mich, mein zärtlicher Freund, um meine Jugend betrogen, meinen Zügen einen Charakter angedichtet, den sie nicht tragen. — Ich bin die Tochter einer deutschen protestantischen Mutter. Ich habe über meinen Glauben denken gelernt. Was ich glaube, erhebt mich, und wäre mir das Loos geworden Mutter eines Gottes zu seyn, ich würde den göttlichen Knaben nicht mit den ängstlichen Blicken mütterlicher Sorgfalt betrachten. Die Hoheit meines Schicksals würde aus meinen Augen leuchten, sanftes Entzücken

meine Wangen röthen — wie schön sich dieß mit dem Ausdruck irdischer Demuth vereinen läßt, das hat uns Raphael gelehrt. In der Einfalt ihrer Begriffe legten die Mahler früherer Zeit ihr eigenes Herz in die göttlichen Gestalten. Es war ein Irrthum echter Frömmigkeit. Jetzt ahmt man ihnen nach aus Frömmelei — o hüten Sie Ihr Herz vor diesem Gift, und sagen Sie sich los von Ihrer Schule. Ja, rief ich, durch ihre Worte auf's Heftigste bewegt, ja Cornelia Sie haben recht, — mein Bild ist falsch, ist fratzenhaft, ist unwahr. Jetzt in Ihrer Nähe erkenne ich es. Aber meiner Schule thun Sie unrecht; klagen Sie eher die Armuth meines eigenen Herzens, die Unzulänglichkeit meines Talents an. Welch ein Stümper muß das seyn, der Ihr Bild im Herzen trägt, und es so wieder gibt? Aber mir ist, als würde es jezt anders und besser werden. — Wenn ich meine Kräfte sammelte, wenn ich nach Ihrem Wunsche die Motive des Kopfes änderte, und Sie mir vergönnten — — — Mich von Ihnen mahlen zu lassen, unter dem Schleier der Madonna, fiel sie mir neckend in's Wort? Ich sollte es nicht, denn noch

fürchte ich, ist es mit Ihrer Reue nicht Ernst. Indeß auf Ihr Künstlerwort, daß Sie keine Madonna des Cima da Conegliano aus mir machen wollen, will ich es thun. Ich reichte ihr lächelnd die Hand darauf.

Wenn ich auch den herrlichen Kopf auf's treuste wiedergab, mir blieb doch in Gestalt und Umgebung genug Gelegenheit den treuen Zögling meines Lehrers, den deutschen Künstler, den Freund seiner Landsmannschaft in Rom blicken zu lassen. Furchtbar hat sich dieser Treubruch an dem Worte, das ich der Geliebten gab, schauervoll mein Frevel an der Kunst gerächt.

Noch heute, da mehr als fünfzig Sonnen das Angedenken daran gebleicht, schreibe ich nicht ohne Beben nieder, was ich erlebt. Wer einmal in die Geisterwelt geschaut, kann ohne Schauder nicht mehr die Blicke dahin zurücksenden, wäre es auch nur in der Erinnerung.

Wie ich es mir vorgenommen hatte, führte ich es aus. Der Kopf meiner Madonna glänzte nun in Jugendfrische und Anmuth wie der des geliebten Originals. Freilich war noch wenig darin

von Weichheit und Natürlichkeit des Fleisches zu finden. Indeß war falsches Colorit eine Jugendsünde fast aller Mahler; denn nichts ist eben schwieriger und mehr Frucht treuer, dauernder Beobachtung, als die Nachahmung der feinen zarten Färbung unserer Züge, unseres Fleisches, die die Natur so weise mischt, und die ihr am trefflichsten im zarten Frauenantlitz gelingt, wo ihre Farben in die unnennbar schöne Mischung zusammenfließen, die so selten auf der Palette der größten Meister gefunden werden. Noch heute also darf ich mir's verzeihen, daß der Kopf meiner Cornelia Spuren dieser Unkenntniß trug, dafür aber war er frei von der Verzerrtheit und Trockenheit, die man meiner Schule zur Last legte. Indeß wollte ich mich an Leib und Gewand dafür schadlos halten. So waren in dem neuen Carton die langen dürren Hände, das hölzerne Gewand, der schmale Leib, wie in meinem ersten Bilde zu schauen. — Das Bild nahte sich immer mehr seiner Vollendung. Ich war eben daran die Hände fertig zu mahlen, und mühte mich ab, das Beste auf meine Weise zu erreichen. Immer emsiger ward ich, immer mehr und mehr zog

mich die Arbeit an — da war es mir plötzlich eines Morgens als führe der Schatten einer fremden Hand über mein Bild. Ich erschrak heftig. Cornelia bemerkte es, und fragte was mich anwandle. Es ist Thorheit, erwiederte ich, aber ich habe es deutlich gesehen, und ich erzählte ihr was mir eben begegnet war. Welche Einbildung, rief sie; Sie werden doch nicht am hellen Tage Gespenster sehen! Geschwind, mein Freund, wieder an die Arbeit! Ich war aufgestanden, nun setzte ich mich, ihr gehorchend, wieder an die Staffelei; ergriff den Pinsel, doch hatte er kaum die Fingerspitzen meines Bildes berührt, so sah ich deutlich, wie eine gelbe Todtenhand flach über die Hände meiner Madonna dahin fuhr, und sie beide wegwischte, daß nicht eine Spur davon mehr zu sehen war, und an ihrer Stelle die nackte Leinwand mich kalt und grau anstarrte.

Ein Grausen, wie ich's nie gefühlt, schüttelte mich. Ich aber wollte stark seyn, wie ein Mann dem Entsetzlichen trotzen, und meine Schwäche der Geliebten nicht zeigen. Nur zum Schein setzte ich den Pinsel wieder an, da streifte mir dieselbe Tod-

tenhand eiskalt über das Gesicht, daß ich rücklings zu Boden stürzte. — Mit einem Schrei des Entsetzens stürzte Cornelia herbei; die Diener wurden gerufen. Ich wurde aufgerichtet, sollte erzählen was mir begegnet sey, und als ich das Gräßliche wiederholte, sagte man, ich sey krank, wollte mir stärkende Arznei geben. Aber ich fühlte, daß ich ihrer nicht bedurfte. Ich war stark und wohl. Deutlich wußte ich was ich gesehen, erzählte es immer wieder von neuem, und Allen ward bang um meinen Verstand. Ich konnte nicht mehr an die Staffelei gehen, denn eine tödtliche Angst ergriff mich bei dem Gedanken an die vernichtende Hand. Alle die Aerzte, meine Gefährten, Cornelia, erklärten mich endlich für wahnsinnig. Eine unsägliche Angst ergriff mich, ich betheuerte unter Thränen, daß ich es nicht sey — daß ich aber die Hand gesehen, daß das kein Trugbild meiner Sinne seyn könne.

Meine Versicherungen bestärkte sie immer mehr in ihrer Meinung. Es ward endlich beschlossen, daß ich nach Aversa bei Neapel in das berühmte Irrenhaus gesandt werden solle, weil keines in der

Nähe von Rom sich diesem an Vortrefflichkeit und Sorgfalt in der Behandlung seiner Kranken vergleichen konnte.

Ich hörte das — es wurde sehr laut darüber verhandelt, und der entsetzliche Gedanke, ein völlig Gesunder unter Wahnsinnigen eingesperrt zu werden, entschied den furchtbaren Streit, den meine geknickte Seele mit dem jugendlich rüstigen Körper kämpfte. Er unterlag endlich. Ein hitziges Fieber faßte mich mit allen seinen Schrecken, aber sie schienen mir Wohlthat gegen die Qualen, die man mir zugedacht hatte.

Der Marchese hatte kaum von Krankheit, die meinem Leben drohte, vernommen, als er sich von meinen Landsleuten die Erlaubniß ausbat, mich in sein Haus tragen zu lassen, um dort besser gepflegt zu werden. Cornelia war es, die darauf bestanden hatte. Die Angst um mein Leben hatte ihr gegen den Vater das Geständniß erpreßt, daß sie mich liebe.

Mehrere Wochen mochte ich so in der Gluth des Fiebers gelegen haben, als die Aerzte erklärten, daß der Kampf bald geendet seyn würde. Das

Lämpchen

Lämpchen meines Lebens flackerte immer schwächer und ungleicher. Es war dem Erlöschen nahe. Schon kannte ich seit vielen Tagen Niemand mehr. Die Aerzte verließen mich jeden Abend achselzuckend. — Die Stunde des Todeskampfes schien nicht mehr fern.

Mich umstanden oft die Freunde, die Geliebte. So schlummerte ich eines Abends ein, und mochte wohl über eine Stunde geschlafen haben, als ich mit voller Besinnung erwachte.

Meine Wärter, durch meinen Schlaf beruhiget, hatten sich auf kurze Zeit entfernt. Ich fand mich ganz allein. Als ich die Vorhänge meines Bett's ein wenig öffnete, sah ich das Lämpchen auf dem Tisch dem Verlöschen nahe, die breiten Schatten aller Gegenstände des Zimmers lagerten sich schauerlich auf die weißen Wände. Mir wurde bang und unheimlich zu Muthe, — was hätte ich nicht in diesem Augenblick um eines Menschen Nähe gegeben. Da plötzlich klinkte die Thüre auf, keine Hand hatte sie berührt, sie öffnete sich weit, und herein trat ein junger schlanker Mann, dessen Züge mir bekannt schienen; schön und edel, aber bleich wie der Tod.

Ein schwarzes Gewand, wie man es um die Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts trug, bekleidete seine hohe schlanke Gestalt, und ein langer Mantel von violetter Farbe floß ihm von den Schultern hernieder. Die hellbraunen Haare, die bis auf die Schultern fielen, bedeckte ein schwarzes Barett.

Mild und ernst schritt er auf mich zu, setzte sich mir zu Haupten an's Bett, und blickte mich schweigend mit den lichten Augen an, daß mir immer wunderbarer und unheimlicher wurde.

Die Angst perlte in großen Tropfen auf meiner Stirn, indem meine Blicke unverwandt auf seinen schönen bleichen Zügen ruhten. — Jetzt faßte er meine Hand, die in Schweiß gebadet auf der Decke lag, und ein Ausdruck göttlichen Mitleids überflog sein farbloses Antlitz. Du zitterst? fragte er mit einem Ton, der mit seinem milden Klang die Angst meiner Seele löste, — kennst du mich nicht? Du solltest doch? O hätte man dich von früh an gelehrt mich zu erkennen und zu lieben, ich brauchte dir jetzt nicht meinen Namen zu nennen — meine Gegenwart würde dein Herz beseligen, es nicht, wie jetzt, mit

Schauder erfüllen. — Beruhige dich — ich bin Raphael.

Ich hatte keinen Laut. Ein fragendes Du? erstarb auf meinen Lippen.

Sie haben dich übel berathen, fuhr er fort, dein junges Herz verführt, und drohen in deiner Brust den Genius zu ersticken. Ich aber habe ihn erkannt, ich weiß, daß deine Seele der Erkenntniß noch nicht ganz verschlossen ist. Ich bin gekommen die Binde vom Auge dir zu lösen — lebe und erkenne. Er berührte meine Stirn mit sanfter Hand, daß mir durch alle Adern kühlende Wonne strömte, und plötzlich that sich meinen Blicken ein ungeheurer Saal auf — ein Prachtbau sondergleichen.

Seine hochgewölbte Decke war der dunkle Himmel, und hernieder flammten wie goldne Ampeln unzählige Sterne, und beleuchteten die Gemälde aller Zeiten, die ringsum auf smaragdenen Pfeilern im Kreise hingen. Herein aber strömten die Maler aller Schulen, alle friedfertig neben einander, und mit einander befreundet. Die Aeltern ließen den Spätern den Vortritt. In seligem Stolze durchschritten sie den Saal. Mit Staunen

und Entzücken betrachteten die Meister die Werke ihrer Zöglinge, huldigten ihnen von ihrer größern Vollendung begeistert, und diese drückten jene wie liebe Väter an ihr Herz. — Da warfen sich Giotto, Lippi, Fiesole, Ghirlandajo nieder vor dem riesigen Buonarotti, dem leuchtenden Correggio, dem sanften Andrea. Mit trunkenen Blicken betrachteten Mantegna lima, Bellino, den lebenathmenden Tizian, den kühnen Paolo. Und der greise Francia, der in dem Durst nach Raphael erkrankte, den seine Größe zu Tode berauscht hatte, nahte hier seinen Carraccis, Domenichino, Guido und Guercino voll bescheidener Verehrung.

Alle aber stürzten wie vom Blitz hingeschmettert auf die Knie, als sie Raphaels, der mir zur Seite stand, ansichtig wurden. Auch Johann van Eyck, Dürer und Holbein, unsere großen Meister, beugten sich tief vor dem Fürsten ihrer Kunst — nur Michel Angelo blieb aufrecht stehen, und reichte ihm die Hand wie einem Bruder.

Königlich grüßend, aber mit der Milde eines Engels schritt er durch ihre Reihen, und ich folgte

schüchtern und zagend seinem Wink. Siehst du nun, sagte er, sich zu mir wendend, wie sehr man dich getäuscht. Der Platz, den jeder hier einnimmt, bezeichnet seine Stellung auch auf Erden. Erkennst du nun, wen man dich verachten lehrte? Doch nicht allein aus den Huldigungen, die ihnen werden, aus ihren Werken lerne ihre Größe.

Tritt nicht zu mir, sagte er, indem ich mich hinwandte zu seinen leuchtenden Tafeln. Auch nicht zu den Giganten dort. Er lächelte dem Buonarotti zu. Nach dieser Stunde, denke ich, wird unser Geist dir nicht mehr fremd seyn.

Aber blick hierher — wir standen vor Tizians Magdalena. Wer hat den Schmerz je wahrer und reizender sprechen gelehrt, wer je die Schönheit — rührender zu seyn. Und hier, hörst du den Angstschrei der Mutter, siehst du das sterbende Zucken der Unschuldigen, die jungen blühenden Leiber der hingemordeten Kinder, auch noch im Tode schön. — Das ist Guido's Kindermord. Dies Meer von Licht, das aus dieser Tafel zu uns dringt, umfließt Correggio's Heiland, und keine würdigere Gestalt hat je die blühende Mutter des Herrn

angebetet als hier sein heiliger Franciscus. — Dort wird Andreas dem qualvollen Martyrthum übergeben. Aber in den Blicken des Heiligen spiegelt sich der Lohn der Seligkeit eben so treu wieder, als die Wuth in seinen Henkerzügen, — das ist Domenichino's Werk.

O ich könnte nicht aufhören dies zu deuten, wenn du für Alles, was uns umgibt, der Deutung bedarfst. Genug du empfingst die Warnung — du wirst sie nützen, du vermagst es. Große Geister selbst sind nicht in allen Werken vollkommen. Die Gebrechen seiner Zeit muß jeder mit tragen helfen, aber auch in ihren Fehlern sind sie den Jüngern belehrend, und sie verachten ist schändlich. Du weißt nun welche Zeit der Kunst das Höchste, die Wahrheit in der schönsten Form, erreichte.

Wende dich nicht bethört zu einer früheren, wolle dort nicht mehr suchen, als du finden kannst. Du siehst, die vor uns waren, sehnen sich zu uns. Hast du das erkannt, Sündiger?

Zermalmt stürzt' ich mich zu seinen Füßen, und drückte mit heißer Reue mein Angesicht auf den Boden — ein frischer Luftzug umwehte mich. Ich

blickte empor. Eine liebe Gestalt beugte sich zu mir nieder. Der junge Tag drang in mein erquicktes Aug' — ich erkannte die Geliebte — es war Cornelia. — Er ist gerettet, rief sie, und meine Freunde umringten mich, und Freude war in Aller Augen. Ich bin gerettet, erwiederte ich ihnen, sie Alle erkennend, geheilt für's Leben. Die staunenden Aerzte konnten sich nicht genug über meine Rettung wundern. Sie schrieben sie nächst sich dem langen Schlummer dieser Nacht zu. Ich aber hütete mich wohl, ihnen zu sagen, was ich in dieser Nacht gesehen. Sie hätten mich am Ende doch noch nach Aversa geschickt. — Mit Riesenschritten ging nun meine Genesung vorwärts. Zu gleicher Zeit war meine Seele von ihrem künstlerischen Irrwahne geheilt. Ich verschmähte nun ein neues Studium nicht, durchzog noch einmal mit freierem Auge ganz Italien, ehrte das Schöne, bei welchem Meister ich es auch finden mochte, und lernte von jeglichem. Nun ward die Stimme meines eigenen Genius laut, der nur mit Wahl das Fremde sich zu eigen machte, und bald athmeten meine Gemälde freie, lebendige Gestalten, die dem Auge

wohlgefielen, wie sie sich den Weg zu allen Herzen bahnten.

Der Marchese versagte später dem Künstler von Rufe die Hand seiner Tochter nicht. Ich war geehrt und glücklich!

Wenn ich dann noch nach Jahren manchen meiner deutschen Kunstgenossen auf dem Irrweg, den ich auch gegangen war, fortschleichen sah, da dachte ich mir oft im Stillen:

Wenn ihm doch Raphael auch erschiene!

Beer, Michael,

Raphaels Schatten Aus den Papieren eines großen Malers, geboren 1802, gestorben 1890

Stuttgart 1827

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.Bg.o.217
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11708453-0